

Mirjam Kay Mashkour
Star Girl Space Boy

Inhaltswarnung

Am Anfang des Buches (S. 5) befindet sich eine Liste mit sensiblen Inhalten. Bitte schütze dich, falls du befürchtest, dass »Star Girl Space Boy« etwas bei dir auslösen könnte. Deine mentale Gesundheit ist wichtig.

Copyright © 2023 by LeeBooks:

LeeBooks:, Leander Förch, Rosenstraße 28, 74235 Erlenbach

info@leebooks.org; www.leebooks.org

Buchgestaltung: Sarah Skitschak

Umschlaggestaltung: Kristina Labs & Sarah Skitschak

Illustration: Kristina Labs

Lektorat: Wortkosmos Lektorat

Druck und Bindung: PRINT GROUP Sp. z o.o.

ul. Cukrowa 22

71-004 Szczecin (Polen)

Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil dieses Buches darf in irgendeiner Form (auch auszugsweise) ohne die schriftliche Genehmigung des jeweiligen Autors reproduziert, vervielfältigt oder verbreitet werden.

ISBN: 978-3-98942-888-1

EIN CYBERPUNK-ROMAN VON
MIRJAM KAY MASHKOUR



Mit Bücherliebe veröffentlicht von **LeeBooks:**



Vorwort und Inhaltswarning

Der erste Entwurf von *Star Girl Space Boy* entstand während meines Studiums am Literaturinstitut Hildesheim und war 2017 meine Bachelorarbeit. In der Romanwerkstatt Kölner Schmiede 2018/19 habe ich das Manuskript mit Hilfe meiner Kolleg:innen und Kursleiter überarbeitet. Heute würde ich über viele der Themen, die im Buch vorkommen, sensibler schreiben. Trotzdem habe ich mich dazu entschieden, die Szenen im Roman zu lassen, wie sie sind. Denn *Star Girl Space Boy* bildet eine turbokapitalistische Gesellschaft ab, in der Profit alle Mittel heiligt und die Menschen emotional abstumpfen müssen, um zu überleben.

Inhaltswarnings: Im Buch wird Suizid, Rassismus, sexualisierte Gewalt, Folter, selbstverletzendes Verhalten, Machtmissbrauch, Sexismus, Drogenkonsum und Klassizismus dargestellt.

M. K. Mashkour, August 2024

"[...]The more you have, the more that
people want from you
The more you burn away, the more the
people earn from you
The more you pull away, the more that
they depend on you
I've never seen a hero like me in a sci-fi
So I wonder if your needs are even meant for me
I wonder if you think that I could ever raise you up
I wonder if you think that I could ever help you fly
Never seen a hero like me in a sci-fi [...]"

FKA Twigs

You're such a shithead
I can't take it anymore
You said 'fuck capitalism'
And look at you now:
Brand ambassador!

Glitzer Garbage





PROLOG: STONER

»Was soll ich denn von einer Frau halten, die gestern eine Pressekonferenz durch den Versuch beendet hat, ihre eigene Zunge zu essen?« Sie drückte ihre Zigarette aus. Die Rauchwolke des sterbenden Kippenstummels vernebelte für einen Moment das Kameraauge, sodass Tom am anderen Ende nur Grau sah. Sie hob das Weinglas an die Lippen.

Sie legte die Klinge an wie den Geigenbogen zum ersten Ton. Schnitt. Blutrotweintropfen. Jean taumelte.

Die Journalisten sprangen auf. Hatte sie etwa gerade wirklich ...?

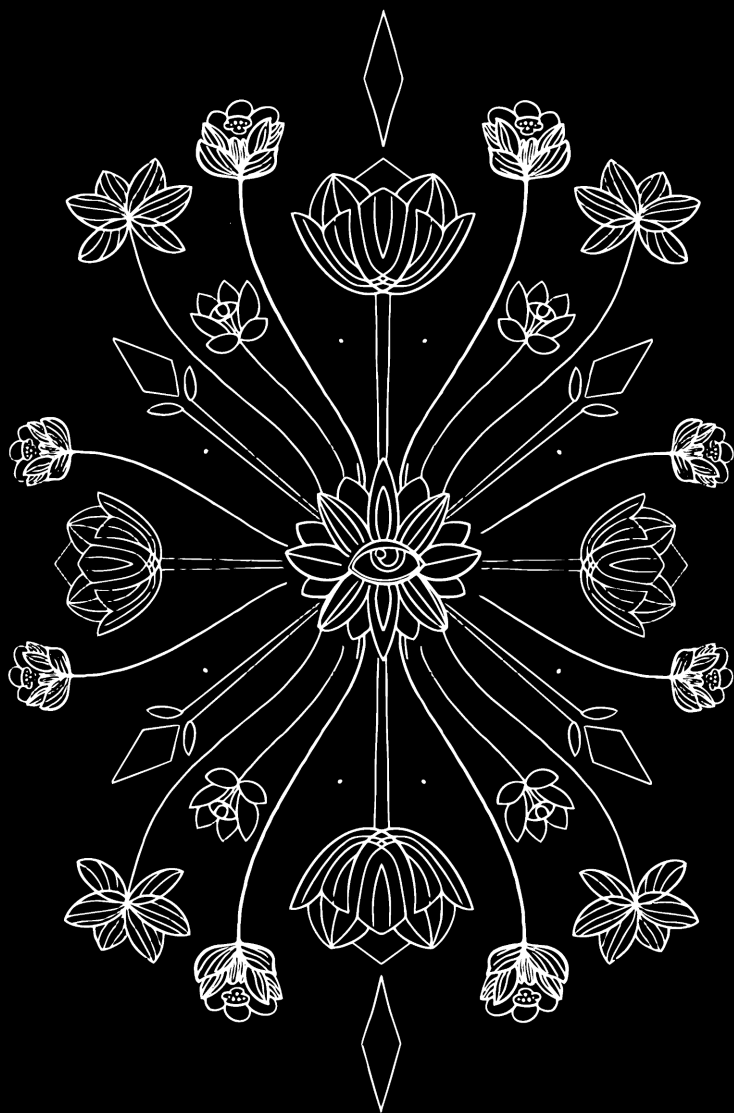
»Bei uns nennen wir so was Aufmerksamkeitshure, attention whore. Du kannst mir doch nicht sagen, dass das deine Frau, Gott bewahre, die Mutter deiner Kinder werden soll? Sie ist über den Boden gekrabbelt, hielt ihre Haare abwechselnd für Spinnweben und Spinnen. Weberknechte. Dünn wie Haar wie Raupenseide. Die Frau, die jeder abgestorbenen Hautschuppe ein Begräbnislied singt, und gefragt nach ihren Hobbys oder Zukunftsbestreben einfach Farbensamen reinruft: Orange, Himmelblau, Grüngelb, Rot? Sie ist ein Stoner, Junge, du bist zu intelligent für sie, und das weißt du auch. Also frage ich mich: Was willst du mit ihr? Und fang jetzt bloß nicht an von Liebe! Sie hat Tätowierungen wie Fingerabdrücke, alles an ihr ist bemalt, bekrakelt, als wären schon Tausende vorher da-

STAR GIRL SPACE BOY

gewesen. Sonne, Mond und Sterne, wie originell! Sie wird dich mit ihr auf die schiefe Bahn zur dark side of the moon ziehen, und das! Lasse! Ich! Mir! Nicht! Bieten!

Ob ich fertig bin? Nein, noch lange nicht. Jean unterhält sich mit einem Regal. Ja, es hätte mich auch überrascht, wenn sie die Bücher darin bemerkt und sehr verwundert, wenn sie gar eins aufgeschlagen und gelesen hätte – aber sie ist wie ein Kind, das mit dickem Wachsmalstift über Seiten malt, die es nicht lesen kann. Ich habe sie gesehen, am Flughafen. Die Pupillen so groß wie Kirschkerne, nein, größer. Hat gebrabbelt von Kätzchen und von Bäumen und wie Bäume überhaupt das Schönste auf der Welt seien, mit ihren Wurzeln in Himmel und Erde. Und die Prismen ... sie sagt immer, dass sie in Prismen sieht!

Sie ließ das Messer fallen und Blut, Rotwein oder beides lief aus ihrem Mund. Dann fiel sie um. Und das ist die Frau, von der du mich fragst, was ich denn im Allgemeinen so von ihr hielte. Sie ist ein Stoner, Junge. Vergiss sie.«





TEIL I

1. I DID IT FOR THE LOLS

Der neue Schlagzeuger prügelte auf die goldenen Schellen ein, als hätten sie ihn einen Hurensohn genannt. Jean biss sich auf die Unterlippe. Sie wollte mit ihm schlafen, aber wenn der so weitermachte, würde er nach der Vorstellung einfach umkippen. Jeans Band hatte einen ridiculös hohen Schlagzeugerverschleiß. Der letzte war tatsächlich während eines Konzerts umgekippt und liegengelieben. Mischkonsum und Schlafmangel. Vollidiot. Aber im Bett war er so gut gewesen, dass man es auf seinen Grabstein hätte schreiben können.

Death by sexy, dachte Jean. Nur am Ende, da hatte er keinen Bock mehr gehabt, zu essen oder zu trinken. Knochen krachten aneinander und Jean hatte selbst high sein müssen, um noch das Schöne an ihm sehen zu können.

Der Neue übertrieb es zumindest am Schlagzeug. Dabei handelte es sich nicht einmal um ein Konzert. Jean präsentierte nur ihre neusten Songs ein paar Anzugtypen, die keine Ahnung von Musik hatten. Sie brauchte weder die Meinung dieser Idioten noch deren Geld, aber Jean lebte von guter PR-Arbeit und diese widerlichen Bastarde kannten jeden Trick, um Werbung noch effektiver in die Gehir-

ne der Kaufkräftigen und Sinnsuchenden zu speisen. Dem Neuen rann ein Fluss aus Schweiß von der Stirn übers Gesicht. Sein langes Haar klebte an seiner Haut.

Jean wandte den Blick von ihm ab. Heute war sie irgendwie unkonzentriert. Ihr Gesang wurde zu Genuschel, ohne dass es den Anzugtypen aufgefallen wäre. Ihr Blick durchwanderte den Proberaum. Jean stellte sich vor, wie über den Köpfen der PR-Leute kleine Datenwolken schwebten, in denen wirre Worte schwammen wie in einer Buchstabensuppe. Die Symbole reihten sich in neuer Konstellation aneinander und begannen, einen Sinn zu ergeben: Name, Alter, geschätztes Jahreseinkommen. Jean las die Registereinträge aller Anwesenden, während der erste Gitarrist sich in sein Solo reinkniete.

Als der Schlagzeuger wieder loszudreschen begann, hätte Jean beinahe ihren Einsatz verpasst. Ein langes Blinkeln und die Datenwolken waren verschwunden.

Jean hob ihre Arme und tanzte wie in Trance, um zu überspielen, dass sie den Text vergessen hatte.

Sie starrte ihre Arme an. Erde, rissig und trocken, mit herausstehenden Aderverästelungen wie Wurzelwerk und übersät von metallisch glänzenden Verewigungen. Fluoreszierende Galaxien reichten von den Schultern bis unter die Fingernägel, Gedichtzeilen wanden sich zwischen beflügelten Regenbogenaugen. Eine dicke Ader bahnte sich ihren Weg durch düstere Wüste zum Herzen wie ein Fluss zum Meer.

Jean setzte die Nadel genau zwischen einem Comic-Zombie und dem fotorealistischen Gedenkporträt ihres verstorbenen Haustiers Frankie an. Frankies riesige, murmelfunkelrunde Augen schienen sie traurig anzuglotzen. Koboldmakis begingen in Gefangenschaft Selbstmord. Das

Äffchen hatte sich den kleinen Schädel an einer Hotelzimmerwand zertrümmert.

Was für ein faszinierendes Tier.

»Miss Rodenberry?«

Jean schreckte hoch. Sie war weder auf der Bühne noch im Proberaum noch im Hotel. Vor ihr stand ein massiver Couchtisch aus Glas, vollgestellt mit angebrochenen Weinflaschen. Jean suchte nach einem Anhaltspunkt. Nur an dem kleinen Einstichloch zwischen den beiden Tattoos erkannte sie, dass sie nicht geträumt hatte. Sie fühlte einen Blick auf sich haften und sah hoch.

»Wo war ich?«, fragte sie ihr Gegenüber geistesabwesend.

»Ich habe Sie gerade gefragt, warum Sie Künstlerin werden wollten und Sie –«

»Ich wollte niemals Künstlerin werden!«, rief Jean empört und sah an der Frau, die ihr gegenüber saß, vorbei. Anhand der ebenso kostbaren wie geschmacklosen Einrichtung erkannte sie nicht, wo sie sich genau befand. Vielleicht doch ein Hotelzimmer?

»Irgendwann musste ich mich entscheiden, ob ich *wirklich* Künstlerin sein, mich da ganz und gar mit Haut und Haar und Herzblut, mit Leib und Seele, Schweiß und Tränen, reingeben will ... oder ob ich es endgültig sein lasse und meine geistige Gesundheit unangetastet bleibt.«

»Sie haben vorher einfach nur mit *I did it for the lols* geantwortet, darum danke ich Ihnen jetzt für die Ausführlichkeit.«

»Gern doch.«

Was für eine hässliche Tapete.

»Sie sind also geistig ... nicht gesund?« Die Reporterin rutschte auf dem Stuhl herum und klickte mit ihrem Stift.

Wirklich bemerkenswert hässlich. Lachsfarben. Verdorbener Lachs. Mit Karomuster, von silbernen Perlen umzäunt. Wie Lachs durch Maschendraht gepresst, auf halbem Weg steckengeblieben und dann verdorben. Interior Designer sofort feuern.

»Obviously offensichtlich«, antwortete Jean nach einer Weile. Sie wühlte in ihren Taschen herum, fand, was sie suchte, und zündete sich einen Blunt an. »Aber nur so erreiche ich, was ich erreichen will: dass die Kunst, die Sprache wie ein Wollknäuel ist, das nicht ein Fadenende zum Ausgangspunkt hat, sondern unendlich viele Fadenenden.«

»Wie Nerven?«, fragte die Journalistin.

»Genau!«

»Glauben Sie, dass Sie deshalb den Nerv der Jugend und allgemein den der Menschen treffen, weil Sie sich in jeden einzelnen hineinfühlen, also eine Botschaft für jeden als Individuum und alle als Kollektiv haben?«

»Hm«, überlegte Jean. Es begann, nach Boulevard-Journalismus zu riechen. Wobei es auch schwer geworden war, dieses und jenes Magazin voneinander zu unterscheiden. »Kollektiv klingt für mich zu sehr nach den Borg. Nach Assimilation. Meine Schwiegermutter in spe sagt, ich singe jeder Küchenschabe hinterher, und wenn ich einen Baum sehe, dann muss ich zunächst jedes Blatt einzeln betrachtet haben, um den Baum klar zu erkennen.«

»Gibt es eigentlich schon einen Hochzeitstermin?«, versuchte es die Interviewerin.

»Wenn er aus dem Weltraum zurück ist. Bald startet er und dann muss ich nur noch warten, bis er zurückkommt.«

»Das finde ich jetzt ein bisschen altmodisch von Ihnen, muss ich zugeben.«

STAR GIRL SPACE BOY

»Wissen Sie«, seufzte Jean, »ich hätte ja auch Wissenschaftlerin werden können. Oder ich kaufe mir ein Raumfahrtticket für ein paar Millionen Bytecoin, ach was, ich kaufe mir ein Raumschiff. Aber was soll ich auf Romantik pokern im Weltall, wenn wir uns wie alle anderen Paare auch im Hotelzimmer auf den Sack gehen können. Da kann man dann wenigstens auf den Balkon gehen und rauchen.«

»Dann bedanke ich mich für das Gespräch und wünsche Ihnen noch alles Gute für die Zukunft.« Die Journalistin schaltete die Videoaufzeichnung ab.

»Ich Ihnen auch. Oh, und nehmen Sie doch bitte ein paar Flaschen Wein mit, wenn Sie gehen. Ich habe so viele davon.«



2. WISH YOU WERE HERE

Ironisch, dass der neue Planet der Hoffnung ausgerechnet Gorgonaia getauft worden war. Klar, langsam gingen den EntdeckerInnen die Namen aus. Die Teleskope wurden schärfer und genauer, Entdeckungen von mehr oder weniger brauchbaren Planeten immer zahlreicher und das Kollegium schrieb jeden Tag neue Namen-Nummern-Kombinationen auf seine To-do-Liste.

Aber Gorgonaia – das war pure Absicht, dachte Tom. Entdeckt von der Astrophysikerin Prof. Dr. Milla Marič, die leider verstorben war, bevor Tom sie hatte kennenlernen können. Sie musste eine Zynikerin gewesen sein, denn sie hatte den Planeten Marity-Nr.696 – nach langjähriger Prüfung und dann Bestätigung der hohen Wahrscheinlichkeit guter Lebensbedingungen durch die International Space Agency – in Gorgonaia-696 umbenannt. Die Frage war nur, welche der drei Gorgonen den Planeten bewohnte. War es die unsterbliche Stheno mit den Messingkrallen und Reißzähnen? War es Medusa, die einzig sterbliche und berühmteste der drei chthonischen Schwestern? In der Mythologie waren chthonische Gottheiten der Erde zugehörig und konnten genauso das fruchtbare Leben wie die todbringende Unterwelt repräsentieren.

Wahrscheinlich war Euryale gemeint, denn sie belohnte in den griechischen Sagen denjenigen, der sie nicht beobachtete. Als Entdeckerin und genaueste Beobachterin der

Gorgone fühlte sich Prof. Dr. Marič demnach alles andere als belohnt, um nicht zu sagen: bestraft. Oder hatte Tom als Kind zu viele Sagen gehört und Planet 696 des Marič-Systems war nur darum in Gorgonaia umgetauft worden, weil den Gorgonen nachgesagt wurde, am äußerern Rand der damals bekannten Welt zu leben?

Tom fuhr sich durchs widerspenstige Haar, immer wieder, seine Gedanken wurden nicht klarer, verdammt, er schlug sich fest gegen die Stirn. Einmal, zweimal, dreimal, viermal ...

»Du wirst keine Phantastik mehr lesen, kein Sci-Fi schauen«, befahl er sich selbst laut und deutlich. »Phantasie-Verbot! Konzentrier dich, Mann, konzentrier dich auf die Realität, sonst ist alles am Oasch!«

Auch nach all den Jahren, die er in anderen Staatenunionen und auf Raumfahrtstationen verbracht hatte, rutschte er beim Fluchen in den Dialekt seiner frühen Jugend. Tom hörte auf, sich selbst zu schlagen, und atmete tief durch. Er ließ seinen Blick von der Akte auf dem Schreibtisch zur Fossiliensammlung im Regal wandern und wieder zurück. Der Blick der Gorgonen versteinerte offenbar nicht nur Menschen, sondern auch alle anderen Lebensformen.

»Keine Fiktion«, mahnte er sich. »Bleib hier, Mann, bleib bei dir.«

Bisher war jede Hoffnung der Forschungsgruppe enttäuscht worden, einen tatsächlich bewohnbaren oder gar bewohnten Planeten zu finden. Es gab einen langen Katalog mit Vorschlägen. Von den tausenden Planeten auf dieser Liste war keiner so vielversprechend wie Gorgonaia-696.

Die Gorgone lachte die Menschheit aus. Erst der kalte Mond, dann der brutale, unwirtschaftliche Mars, die verfluchte Venus, der noch viele GöttInnen folgten, die nicht

hielten, was ihre über Jahrhunderte aufgebauten Mythen versprochen. Die lockten, dann aber ihre Schätze nicht herausrücken wollten. Überall fanden Toms KollegInnen Wüsten aus Stein und Staub. Um jeden Zentimeter und jeden Bodenschatz musste man kämpfen; dem fremden Planeten Gewalt antun wie der eigenen Mutter Erde. Und die Gorgone sah zu. Sie blickte von fern auf ihre Steinfiguren und das menschliche Ungeziefer, das darauf herumkrabbelte, immerzu auf der Suche nach einem neuen Wirt. Die Feindlichkeit der Natur ihren BewohnerInnen gegenüber war von formvollendeter Grausamkeit.

Tom schaltete die Akte über Gorgonaia-696 ab und widmete sich wieder seinen Fossilien. Versteinerte Würmer von Kepler-132b, versteinerte Quallen und Krebse von Kepler-257 und so weiter und so fort. Warum war alles im Umkreis der Erde tot? War das eine Warnung, die er zwecks seiner Mission ignorierte? War es gar die Zukunft seiner Heimat? Die Planeten, von denen diese Proben stammten, waren alle älter als die Erde. Auf Gorgonaia gab es nicht nur Wasserquellen, aus denen man Sauerstoff gewinnen konnte, sondern eine Atmosphäre, die eventuell sogar das Atmen ohne Helm ermöglichte. Aber das wusste er nicht genau. Niemand wusste das. Er würde es auf seiner Mission herausfinden müssen.

Der Computer machte ein *Pling*-Geräusch, das Tom lange nicht mehr gehört hatte.

»*Auf den Schirm*«, sagte er unnötig energisch, sein Passwort für die Aktivierung des Videochats. Tom war sich sicher, dass das Computerprogramm seinen Humor verstand und teilte. Er brauchte gar nicht nachfragen, wer ihn da anrief, da es nur eine Person gab, die zu so einer Uhrzeit mit ihm sprechen wollte.

»Sorry, dass ich das family dinner verpasst habe«, sagte Jean zur Begrüßung. Sie hockte auf einem Teppich mit violettem Leopardenmuster und rauchte Gras. Schwarze Locken fielen ihr ins müde Gesicht. Zwischen ihren Augenbrauen prangte ein Tattoo: das Stirnchakra, das dritte Auge. Im Hintergrund lief Beethoven. Der gute alte Ludwig van. »Die Pressekonferenz ist etwas ... aus dem Ruder gelaufen.«

»Ich hab's gesehen«, antwortete Tom. »Aber ist nicht schlimm, meine Eltern haben sowieso nicht ihre Meinung geändert.«

»Deine Mutter wünscht sich eben eine Intellektuelle.«

»Wenn du keine bist, dann kann sie ewig warten.«

»Schleimer. Was machst'n du?«

»Ich? Sitze im Labor, Nachtschicht. Und du? Auf welchem Kontinent bist du gerade?«

»Als ob du das nicht wüsstest! Du kannst mich doch genau orten.«

»Die International Space Agency ist nicht die International Security Agency, Liebes. Das eine Wort macht einen großen Unterschied. Aber meine Mutter hat schon recht, wenn sie sagt: Das Mädchen hat eine Villa mit fünfunddreißig Zimmern, doch sie hockt auf dem Klo, raucht Gras, verstimmt ihre Gitarre. Dann singt sie ein Liebeslied und verdient sich damit dumm und dämlich. Sie kauft sich noch mehr Zimmer dazu, baut sich noch mehr Elfenbeintürme und Hexenhäuser dran. Danach sitzt sie auf dem Klo, raucht Gras, verstimmt ihre Gitarre und schreibt ein Liebeslied und –«

»Also weißt du doch, wo ich bin«, unterbrach ihn Jean.

»Mit dem Kopf in den Sternen natürlich«, erwiderte er.

»Aber jetzt mal im Ernst: Wann sehen wir uns wieder? Ich

meine, so richtig. *I'm tired of using technology*, verstehst du, Jean? Komm doch mal vorbei, egal wohin, vielleicht können wir uns wenigstens kurz an der Station sehen, damit ich dich mal anschauen kann und nicht über so ein Computerbild.«

»Du bist und bleibst ein hoffnungsloser Romantiker, Tom. Natürlich komme ich her, bald schon, ich muss nur wieder halbwegs nüchtern werden.«

»Sagst du deinen Bodyguards Bescheid, dass du morgen fliegen und nüchtern bleiben willst, damit sie dafür sorgen, dass alles klappt? Können sie deine Jet-Crew anrufen?«

»Meinst du, ich kriege das nicht allein hin?«, fragte sie eingeschnappt. »Denkst du, ich habe diese Unterhaltung morgen vergessen? Nicht nur den Inhalt, sondern den Fakt, dass wir uns unterhalten haben?«

»Nein, aber –«

»Ich bin kein Stoner, Tom. Wir reden doch ganz normal, oder? Ich fühle mich bloß nicht so gut zurzeit.«

»Das mag am Blutverlust liegen.«

»Hm?«

»Na, der Schnitt am Mund.«

»Ach so. Ja, das wird's sein. Ich spüre die Schmerzen nicht mehr. Das ist dann natürlich ein Problem.«

»Das kann man behandeln, du musst nur mal wieder herkommen. Verbarrikadiere dich doch nicht so. Ich mache mir Sorgen ...«

»Brauchst du nicht«, sagte sie vehement.

»Aber wenn du dich verletzt und so ... Nein, ich höre nicht auf, dich zu nerven, bis ich sicher bin, dass du in guten Händen bist.«

»Jaja, alles muss unter Kontrolle sein.« Jean gähnte. »Du, ich bin müde. Ich werde jetzt schlafen gehen, falls ich kann. Reden wir morgen?«

STAR GIRL SPACE BOY

»Ja, nach der Arbeit. Und vergiss nicht, deiner Pilotin
'ne Uhrzeit durchzugeben.«

»Werde ich nicht vergessen«, sagte Jean mit Nachdruck.

»Gute Nacht, Star Girl.«

»Gute Nacht, Space Boy.«



3. WHERE IS MY MIND?

Es lag gar nicht so sehr daran, dass sie besonders anpassungsfähig gewesen wäre. Jean gewöhnte sich nur schnell an die Einsamkeit, die sich überall gleich anfühlte. Nach den Auftritten konnte sie das Adrenalin nicht in irgendeinem Club oder einer Bar entladen, weil dort Fans und Paparazzi auf sie geierten. Gerade in dieser Zeit, so kurz vor Morrons Todestag, wurde es besonders schlimm mit den Fans. Die hatten Jean zwar von Anfang an als neue Frontfrau akzeptiert. Doch der Totenkult um ihren Vorgänger war nie wirklich abgeflaut.

Also schloss sich Jean ein, setzte sich ans Klavier, trank Tee für die Stimme und Wein für die Seele, kiffte ein bisschen und wenn das nicht half, löste sie eine Mischung aus Schlaftabletten und Vitaminpräparaten mit Orangengeschmack in einem großen Glas SmartFitPlus®-Wasser auf.

Jeans Leben hatte drei Aggregatzustände.

Erstens: superwach. Das schnelle, artifizielle, oft rasende und zugleich extrem klare, fokussierte Wachsein – wenn sie von einer Menschentraube umgeben war, eine Kamedrohne vor ihrer Nase herumschwirrte, sie nach dem richtigen Wort suchte, während ihr die Leute an den Lippen hingen. Früher hatte sich Jean wie ein Zombie unter den mit Coffee to run gedopeten fleißigen Arbeitsbienen gefühlt, bis sie begriffen hatte, dass sie nicht die Untote war.

Zweitens: künstlich müde. Orientierungslos, ohne Gefühl für Zeit und Raum. Hängengeblieben zwischen Trip und Traum, ein Film vor den Augen, der einfach ablief, ohne dass sie hätte eingreifen können.

Drittens: eine Mischung aus hellwach und todmüde. Da war Jean nicht ansprechbar, aber ihr Gehirn spie Gedanken aus. Das Schlimmste am Alleinsein waren die Gedanken. Ihre immer noch zu wenig erforschte Quelle versiegte nicht, ließ keinen Input zu, nur Output, als sei der Speicher voll. Der Strom war zu stark, um dagegen anzukommen, und alles, was der Außenwelt angehörte, war weit, weit weg am Ufer, wo Jean es nicht hören konnte.

Die Gedanken quälten Jean. Sie waren laut, sie schrien in ihrem Kopf. Wenn Jean mit ihren Gedanken allein war, diesen Gremlins und Trollen, die ihr auf der Nase herumtanzten, an den Haaren zogen, sie stachen und hinter ihr kicherten, dann half es nur, den Klavierflügel aufzuklappen und ein Lied zu komponieren, oder gleich ein ganzes Album. Jean hatte unzählige mittelmäßige Songs geschrieben – die Zeiteinheit ihrer Einsamkeit. Sie beim Komponieren zu stören, war, wie eine Schlafwandlerin zu schütteln und zu ohrfeigen.

Auch wenn Millionen sie darum beneideten: Das Rockstardasein war eine Qual. Flugzeug, Bühne, Hotel, Flugzeug, Bühne, Hotel ... und immer diese ätzenden Interviews. Sie hatte heute bestimmt schon zwanzig Mal die gleichen Fragen beantwortet. Doch ihr Beruf, ihre Berufung, hatte auch Vorteile. Vor allem: absolute Narrenfreiheit. Als Jean vor vielen Jahren in der Schule – die sie stets als Maschine oder Fabrik zu bezeichnen pflegte – auffällig geworden war, hatte die Lehrerschaft dies zur Tragödie hochgespielt. Ausfälle von Berufsbekloppten hingegen wurden nach kurzer Auf-

regung unter Strategien der Aufmerksamkeitsökonomie verbucht.

Lange vor Jeans Zeit hatte es diesen Schauspieler gegeben, der am Set immerzu ausgerastet war. Ein cholerisches Arschloch, von RegisseurInnen, KollegInnen, JournalistInnen und Fans gleichermaßen gefürchtet wie vergöttert. Nach seinem Tod hatte sich herausgestellt, dass er den Irren nicht nur gemimt hatte, nein, er war komplett wahn-sinnig gewesen, brutal und ein Kinderficker noch dazu. Trotzdem spuckte niemand auf sein Grab oder seinen Stern auf dem Walk of Fame, im Gegenteil, sie legten Blumen darauf. Und der Schauspieler war kein Einzelfall. RegisseurInnen, MusikerInnen, KomikerInnen, MalerInnen ...

Wer die eigene Geisteskrankheit ausleben möchte, ist in der Kunst hervorragend aufgehoben, dachte Jean. Die Narrenkappe als Lorbeerkranz.

Jean saß am Klavier. Sie trug ein papageienbuntes Federkleid, das nur von einer dünnen Goldkette um ihrem Hals gehalten wurde. Das Dress sah wolkenweich aus, doch die harten Federenden stachen in die Haut.

Nachdem sie ihre Exoskelett-Handschuhe übergestreift und festgeschnallt hatte, betrachtete Jean für einen Moment die einhundertsechundsiebzig Tasten des Flügels. Sie schaltete die Handschuhe ein und begann, zu spielen. Zehn metallische Gliedmaßen spreizten sich von ihren zehn Fingern ab. Sie bespielten die Tasten, die ihre allzu menschlichen Tatzen nicht zu erreichen vermochten.

»Entschuldige bitte«, störte Jeans Assistentin, genannt Dings. »Draußen wartet eine Dame vom Trendency auf dich.«

Jean nickte schweigend und schaltete ihre Handschuhe ab.

Eine elegante Frau mit lila Dreadlocks betrat den Raum und überprüfte die Einstellungen ihrer Kameradrohne, bevor sie Jean begrüßte. Dann setzte sie sich und begann: »Frau Rodenberry, Sie haben schon fast überall gelebt. Wo fühlen Sie sich zu Hause?«

»Ich bin eine Erdenkriecherin«, sagte Jean. »Aber wer weiß, vielleicht könnte ich mich auch an den Mars gewöhnen, sobald das Terraforming abgeschlossen ist und es dort ein bisschen komfortabler wird. Es wundert mich, dass noch niemand auf die Idee gekommen ist, ein paar Designer raufzuschicken. Diese grobe, funktionale Architektur verletzt doch jeden Sinn für Ästhetik.«

»Ihr Verlobter arbeitet zurzeit an neuen Energieleitungen, richtig?« Die Interviewerin lehnte sich nach vorn.

»Nein, nicht mehr. Er hat größere Pläne. Darüber kann ich allerdings noch nicht sprechen.«

»Größere Pläne? Wie meinen Sie das?«

Jean zuckte mit den Schultern. »Er ist einfach ein ehrgeiziger Mensch. So einem dürfen Sie keine Aufgabe stellen, die ihn unterfordert.«

»Können Sie das elaborieren?«, fragte die Redakteurin.

»Setzen Sie so jemanden in ein Büro«, fuhr Jean fort, »geben Sie ihm eine Arbeit, für die er zu intelligent ist, dann wird er alles still und sorgfältig erledigen und dabei langsam eingehen. Ich habe vor langer Zeit einmal in einem Büro gearbeitet. Fünfzehn Etagen, alles das Gleiche, nur die Bilderrahmen auf den Schreibtischen zeigten leicht unterschiedliche Gesichter. Die Gesichter der BüroarbeiterInnen kapitulierten so schnell vor der Schwerkraft wie die jugendliche Abenteuerlust vor der Realität des Arbeitsmarktes. Alle haben ihren Bürojob gehasst und alle haben weitergemacht, weil sie Angst hatten, obdachlos zu werden.

Natürlich war ich sofort pleite, als ich den Job schmiss. Nach und nach verkaufte ich all mein Hab und Gut. Ich habe mich frei gemacht von irdischen Dingen.«

»Sie sind also gegen Besitz?«

»Nein, nein, aber ich bin gegen diese perverse Liebe für Besitztümer. Besitz und Liebe passen einfach nicht zusammen.«

»Warum wollen Sie dann heiraten?«, fragte die Frau schmunzelnd.

»Habe ich Ihnen schon von meinem Haustier Frankie erzählt?«

Als das Interview endlich vorbei war, warf sich Jean in eine Limousine und wollte ein wenig schlafen. Sie legte ihren Kopf auf die Beine ihrer Leibwache und rollte sich zusammen wie eine Katze. Die Assistentin rief herüber: »Noch zwei Termine, dann kannst du ins Bett.«

Jean gähnte und rappelte sich auf. »Okay, ziehen wir es durch. Was sind das für Termine?«

»Seelenklempner und Interview mit dem *Spiegelbild*.«



»Hallo Frau Rodenberry, wie fühlen Sie sich?«

Jean legte sich auf die Couch und es sprudelte aus ihr heraus: »Es ist so ein ekelhafter Zustand zwischen Müdigkeit und Wachsein. Ein Wachzustand, der sich ganz anders anfühlt als der natürliche. Irgendwie ... unwirklich. Als würde der Schlaf wie Honig hineinregnen und alles verkleben. Vieles kommt mir unendlich lang vor, andere Dinge bekomme ich wiederum gar nicht so richtig mit. Wenn ich keine Therapiesitzungen hätte, würde ich nicht mehr ... funktionieren.«

»Also nehmen Sie Schlafmittel?«

»Ja.«

»Und Aufputschmittel?«

»Ja.«

»Diese Kombination wird Ihr Körper nicht lange mitmachen. Sie sind zwar noch recht jung und vermögend auch, aber denken Sie daran: Unsterblich sind sie nicht.«

»Wenn ich mich für unsterblich hielte, würde ich vielleicht mal ausspannen, aber verdammt, wer garantiert mir, dass ich morgen aufwache? Wenn ich mal schlafe, checkt Tom meinen Puls. Das bilde ich mir doch nicht ein!«

»Nehmen Sie auch etwas gegen Ihre Angstzustände?«, fragte ihr Therapeut.

»Na klar, das haben Sie mir doch verschrieben«, antwortete Jean schroff.

»Ich habe Ihnen gar nichts verschrieben.«

»Dann war es eben wer anders.«

»Wie geht es eigentlich ihrem Verlobten?«

»Tom, wie geht es Tom ... Er will zu Zweiterde, immer noch. Sind Sie mein Therapeut oder seiner?«

»Er ist doch der wichtigste Mensch in Ihrem Leben, da kann man ja mal fra-«

»Scheiße geht es ihm!«, rief Jean. »Die Medien lauern ihm auf und das kann er gerade gar nicht gebrauchen. Er muss hart trainieren, Körper und Geist, er wird verückt allein sein da oben, er wird durchdrehen ...« Leiser fügte sie hinzu: »Aber dann hätten wir wenigstens etwas gemeinsam.«

»Sie haben Angst, dass Sie ihm zu anstrengend werden.«

»Unsinn. Alle anderen sind ihm doch zu langweilig.«

»Haben Sie ihm gesagt, dass Sie ihn betrügen?«

Jean sprang auf. »Betrügen? Ich? Was für 'ne Frechheit! Einen in jedem Hafen, das ist Sport, sonst nichts, kein einziges Mal schaue ich denen ins Gesicht!«

In diesem Augenblick sah sich Jean genauer um und stellte fest, dass sie sich nicht bei einem neuen Therapeuten, sondern in der Chefredaktion des *Spiegelbild* befand.

»Sie ... Sie hören von meiner Anwaltskanzlei, ja, der ganzen fucking Kanzlei!«, stammelte Jean und verließ rückwärts, mit vor Schreck geweiteten Augen den Raum.

Über Mirjam Kay Mashkour



Mirjam Kay Mashkour, genannt Mkey, wurde 1992 in Aachen geboren. Sie studierte Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus am Literaturinstitut Hildesheim sowie

europäische Politik- und Rechtswissenschaft an der Universität Bologna, Italien. Neben ihrem Studium veröffentlichte sie journalistische und literarische Texte, hielt sich mit Nebenjobs über Wasser und arbeitete an ihrem Debütroman. Mashkour ist gewählte Sprecherin der freien Literaturszene in Aachen und Mitglied des Literaturbüros Euregio Maas-Rhein. Für Star Girl Space Boy und die Arbeit an ihrem zweiten Roman erhielt sie das Rolf-Dieter-Brinkmann-Stipendium 2024.

Besuche die Autorin im Netz unter
www.mk-mashkour.com

... oder schau in sozialen Netzwerken vorbei
www.instagram.com/mkay.writer

LeeBooks: Verlag mit Herzblut!

Wir verlegen Bücher, die uns begeistern.

Wir? Das sind Leander Förch, begeisterter Geschichtenerzähler, Weltenentdecker und Fan der Science-Fiction, und Mitbegründerin Sarah Skitschak, seine Lebensgefährtin, Wortweberin und Autorin im Bereich der Phantastik. Seit jeher begeistern wir uns für besondere Geschichten. Seien sie bunt, episch, herrlich schräg oder dramatisch.

Die Faszination für das Geschichtenerzählen veranlasste uns, eine neue Reise zwischen die Seiten zu starten. Mit LeeBooks: beginnen wir das erste Kapitel und geben Geschichten ein Zuhause. Es sind Geschichten mit Herz. Bunte Geschichten. Und auch Geschichten, die sich vielleicht nicht zwangsläufig in den gängigen Einteilungen der Buchwelt wiederfinden. Auf diese Weise wollen wir vielfältige Buchschätze in die Regale unserer Leser*innen bringen. Mit Leidenschaft zum Buch und Hingabe bei der Gestaltung unserer Werke entstehen Projekte, wie wir sie selbst gern lesen wollen. Dabei interessieren wir uns auch für weitere Medien wie Hörgeschichten, um unsere Werke auf vielfältige Weise erlebbar zu machen.

Besuch uns doch mal in der Weltenschmiede!

Tolle Abenteuer erwarten dich.

Lee
BOOKS:
www.leebooks.org